

Fluris Flug ins Elend

Als die Corona-Krise ausbrach, dachte Guido Fluri als Erstes an die Flüchtlingslager in Griechenland. Letzte Woche flog der Zuger Immobilien-Tycoon im Business-Jet nach Lesbos, um seine Hilfsaktion vor Ort zu begutachten. *Von Alex Baur*

Die Szene hat etwas Surreales: In T-Shirt, kurzen Hosen und Turnschuhen sitzt Guido Fluri in einem Foyer des Zürcher Flughafens und unterzeichnet einen Deal. Immobilien im Wert von 360 Millionen Franken aus seinem Portefeuille gehen an die Swiss Life. Der Buchhalter hat ihm die Unterlagen vor unserem Abflug noch schnell vorbeigebracht. In zwei Minuten ist die Sache erledigt. Zweieinhalb Flugstunden später, nach der Landung in Lesbos, schaut der 54-jährige Geschäftsmann befriedigt auf sein Handy. 250 Millionen, netto nach Abzug von Steuern und Hypotheken, wurden soeben auf seinem Konto gutgeschrieben.

Was ihn wütend macht

Einen grösseren Kontrast kann man sich kaum vorstellen. Wir sind mit dem Privatjet (Citation X+) des Multimillionärs aus Cham ZG an die Grenze von Europa gedüst, um das berühmte Flüchtlingslager Moria auf der Ferieninsel Lesbos zu besuchen. In Baracken und Zelten leben hier gegen 20 000 Migranten, die es von der Türkei übers Meer auf griechischen Boden geschafft haben, da aber zum Teil schon seit Jahren festsitzen. Die Corona-Krise hat die letzten Hoffnungen zerstört.

Jetzt ist es noch schwieriger geworden, von der Insel wegzukommen. Und wer den Passierschein zur Weiterreise nach einem langwierigen bürokratischen Prozess ergattert, muss sich gut überlegen, ob er diese Möglichkeit überhaupt nutzen will. Auf dem Festland findet sich kaum noch ein Obdach und erst recht keine Arbeit. In Moria gibt es wenigstens einen Schlafplatz, Essen, medizinische Versorgung, sanitäre Einrichtungen – alles lausig, aber immerhin.

Der Luxusflug ins Elend mag obszön anmuten. Man könnte es auch andersherum sehen: Es ist nicht selbstverständlich, dass sich ein Superreicher persönlich um das Schicksal der Gestrandeten kümmert. Mit dem ÖV war das nicht möglich, es gibt keine Linienflüge nach Lesbos. Unser Abstecher ins Lager war auch kein organisiertes Sightseeing, wie es Politiker gelegentlich veranstalten. Das wäre im «Dschungel», wie die Einheimischen die Zelt- und Barackenstadt von Moria nennen, für Private ohnehin schwierig. Der Staat hat sich aus diesem Territorium weitgehend zurückgezogen.

Umso einfacher ist es, mit den Bewohnern ins Gespräch zu kommen. Bereitwillig zeigen



Wen trifft es am schwersten? Unternehmer Fluri auf Lesbos.

sie uns ihre dürftigen Behausungen, offerieren Tee, erzählen ihre Geschichten. Über die Hälfte sind Afghanen, die zuvor im Iran gelebt haben oder dort sogar geboren wurden. Etwas kleiner ist die Gruppe der Syrer, von denen wiederum viele zuvor in der Türkei lebten. Die meisten sind jung, Männer wie Frauen. Gemeinsam haben sie vor allem eines: Sie hofften auf ein besseres Leben in Europa.

Die Infrastruktur ist minimal: Strom für einige Stunden pro Tag, Gemeinschaftsduschen, Essen, Kehrtrichterabfuhr. Es gibt eine Sanitätsstation; wer ernsthaft erkrankt, muss mit dem Bus (2 Euro hin und zurück) ins acht Kilometer entfernte Mitilini fahren. Monatlich erhalten Asylsuchende 75 Euro Taschengeld pro Kopf. In der Regel leben sechs bis acht Menschen in einem schlechtisolierten Raum. Die Bewohner haben Bäckereien und kleine Läden eingerich-

tet, wo sie sich für den täglichen Bedarf einkaufen. Da die Gestrandeten theoretisch nur auf Durchreise sind, geht kaum ein Kind zur Schule.

Wer schon ein Armenviertel in Karachi, Kairo oder Kinshasa besucht hat, dem wird hier vieles vertraut vorkommen: der allgegenwärtige Geruch nach Fäkalien und Abfall, die Kinder, die zwischen Müllhaufen ihren aus Plastikfetzen kunstvoll gefertigten Drachen steigen lassen, Strassenhändler, die ständig Fliegen verscheuchen, Männer, die irgendwo im Schatten auf den Abend warten, während ihre Frauen an den Feuerstellen herumhantieren. Für Abermillionen von Menschen ist das der normale Alltag, weltweit, Abermillionen von Menschen leben in mindestens so prekären Verhältnissen. Aber nicht in Europa. Und das ist es, was Guido Fluri so wütend macht.

Millionäre, die nebenbei für etwas Gutes spenden, gibt es viele. Das Aussergewöhnliche an Guido Fluri ist, dass er nicht nur Geld gibt, sondern sich mit Leidenschaft in seine Projekte hineinstürzt, sich diese zu eigen macht. Sein Engagement hat auch mit seiner Geschichte zu tun. Es ist die Geschichte eines störrischen Burschen aus zerrütteten Verhältnissen, der sich gleichsam aus dem Nichts vom Tankstellenwärter zum Immobilien-Tycoon hochgearbeitet hat («Der gute Mensch von Cham», *Weltwoche* Nr. 35/12). Mit der erfolgreichen «Wiedergutmachungsinitiative» für Verdingkinder trat er 2014 erstmals an die Öffentlichkeit. Doch es blieb nicht beim symbolischen Akt.

Feines Gespür für Veränderungen

Die von Fluri gegründete und finanzierte Anlaufstelle Kescha vermittelte schon in zahlreichen strittigen Fällen zwischen Bevormundeten und den Behörden. Als Fluri an einem Hirntumor erkrankte, gründete er flugs eine Stiftung mit eigenem Kompetenzzentrum, welches Betroffenen aus aller Welt zu einer optimalen medizinischen Betreuung verhilft. Seine Mutter leidet an Schizophrenie, also gründete Fluri eine Stiftung zur Unterstützung von Schizophrenen.

Fluri wäre nicht Fluri, wenn er sich nicht stets auch persönlich einmischte. Die schwie-

Das sind Widrigkeiten, die einen wie Guido Fluri erst recht anspornen.

rigsten Fälle betreut er in der Regel persönlich. Er nutzt dabei dieselben Skills, die ihm als Unternehmer Erfolg bescherten: ein kritischer Verstand und ein feines Gespür für Veränderungen. Die Existenzängste, die er gleichsam mit der Muttermilch eingepfropft bekommen habe, so sagt er, hielten ihn bis heute ständig auf Trab – gleichgültig, wie viele Millionen sich auf seinen Konten häuften.

Kurz nach dem Ausbruch der Corona-Krise grübelte Guido Fluri in einer schlaflosen Nacht darüber nach, wen es wohl am schwersten treffen würde. In einem Ausschlussverfahren kam er auf die Gestrandeten in den Flüchtlingslagern auf den griechischen Inseln am Rande Europas, von denen er gehört hatte. Sie wären die Letzten, um die man sich kümmern würde, wenn dort eine Epidemie ausbräche. Und sie würden nun für lange Zeit erst recht in ihren Lagern festsitzen.

Als sein Assistent Pascal Krauthammer am nächsten Morgen die Mailbox öffnete, fand er einen Auftrag von Fluri vor: Es müsse sofort abgeklärt werden, ob das griechische Gesundheitswesen auf einen Ausbruch von Covid-19 in den Lagern vorbereitet sei und wo allenfalls Lücken bestünden. Nach hektischen Abklä-

rungen und Verhandlungen mit lokalen NGOs und Behörden wurde ein Hilfspaket im Wert von 175 000 Franken geschnürt, welches eine Woche später im einzigen Spital auf der Insel Lesbos ausgeliefert wurde: Covid-19-Tests samt entsprechenden Analysegeräten, moderne Beatmungsmaschinen, Medikamente, Hygienematerial aller Art.

Der Besuch im Spital von Mitilini, das für die Versorgung von 86 000 Einheimischen und 20 000 Flüchtlingen verantwortlich ist, stand denn auch am Anfang unserer Visite. Die Hilfe aus der Schweiz gilt für Einheimische wie für Migranten gleichermaßen. Man ist dankbar, aber auch diskret skeptisch. Ein diffiziles Thema. Seit 2015, als innert kürzester Zeit 856 000 Bootsflüchtlinge die griechischen Inseln buchstäblich überrannten, ist die Gastfreundschaft merklich erkaltet. Die EU erkaufte sich in der Folge den Schutz ihrer Grenzen mit Milliardenzahlungen an die Türkei. Die Überfahrten gingen seither stark zurück. Doch jene, die es trotzdem schafften – auf Lesbos waren es in diesem Jahr 3800 Menschen – zogen nun nicht mehr weiter.

Die Lager der Hoffnungslosigkeit wurden von den Einheimischen zunehmend als Bedrohung wahrgenommen. Sie haben selber keine Arbeit, erst recht seit die Corona-Krise ihre einzige Einnahmequelle, den Tourismus, praktisch zum Versiegen gebracht hat. Migranten, die mit ihren Schlauchbooten einen griechischen Hafen erreichen, müssen heute damit rechnen, von aufgebrachten Insulanern am Anlegen gehindert zu werden.

Sie wollen arbeiten

Das sind Widrigkeiten, die einen wie Guido Fluri erst recht anspornen. Das Covid-19-Hilfspaket war nur der Anfang. Er hat noch viel vor auf Lesbos. Als Nächstes stehen Apparaturen für Operationen in der neurologischen Abteilung des Spitals von Mitilini auf dem Programm. Zudem will er ein Heim aufbauen für Frauen mit Neugeborenen aus dem Flüchtlingslager (letztes Jahr waren es 600 Geburten).

Das Elend wühlt Fluri sichtlich auf. Bis zur Landung in Zürich redet er von nichts anderem. Doch Armut ist stets relativ. Wer in den kargen Bergen Afghanistans, in den Ruinen von Aleppo oder in einem türkischen Lager überlebt hat, wird auch im «Dschungel» von Moria über die Runden kommen. Das wirkliche Elend sitzt viel tiefer. Die meisten dieser jungen Menschen, das bekommen wir bei unseren Gesprächen in Moria deutlich zu spüren, sind nicht nach Europa aufgebrochen, um Almosen zu ergattern. Sie wollen arbeiten, eine bessere Zukunft für sich und ihre Familien aufbauen. Wie einst Tankstellenwärter Guido Fluri würden sie jede Chance nutzen, wenn es denn nur eine gäbe. Doch in dieser Hinsicht sieht es zurzeit zappenduster aus. ○



Inside Washington

«Genug ist genug»

Die Mordrate unter Schwarzen schießt landesweit nach oben.

Statt von Feuerwerkskörpern am Nachthimmel zur Feier der Unabhängigkeit Amerikas wurden am Wochenende viele Innenstädte im ganzen Land von Schiessereien erschüttert. Dutzende Menschen wurden getötet. Ein afroamerikanischer Vater eines siebenjährigen Mädchens, das im Hinterhof ihrer Grossmutter in Chicago tödlich getroffen wurde, sagte: «Deine Tochter mit einer Schusswunde in der Stirn auf dem Tisch liegen zu sehen, verändert dein Leben für immer.» Nach wochenlangen «Black Lives Matter»-Protesten und Aufrufen, die Polizeibudgets zu kürzen, flehte die afroamerikanische Bürgermeisterin von Atlanta, Keisha Lance Bottoms, ihre Gemeinde an: «Genug ist genug.» Von Polizeibeamten und trauernden Familien flankiert, sagte die vierfache Mutter: «Wir schaden einander mehr als jeder Polizeibeamte. Es sind keine Polizisten, die auf den Strassen Atlantas auf Menschen schießen. Es sind Mitglieder unserer Gemeinde.»

In Seattle, wo Aktivisten versuchten, ein polizeifreies Utopia zu schaffen, wurden zwei schwarze Teenager ermordet. Der Vater eines der Opfer erschien schluchzend auf Fox News: «Ich weiss nur, dass mein Sohn dort oben getötet wurde. Und er war bloss neunzehn Jahre alt.» Erst nach seinem herzerreissenden TV-Auftritt und Wochen nach dem Tod des Jungen rief die Bürgermeisterin von Seattle an, um ihr Beileid auszusprechen. Sie hatte das anarchische Utopia als «Sommer der Liebe» bezeichnet und toleriert.

Tyrone Muhammad, Chicagoer Aktivist und Gründer einer gemeinnützigen Organisation von Ex-Gefangenen, lehnt übereilte politische Schuldzuweisungen ab. Er sagte zur *Weltwoche*: «Es ist nicht die Schuld des Präsidenten. Aber der Präsident kann eine wichtige Rolle spielen und proaktiv handeln.» Doch letztlich, so der schwarze Gemeindeaktivist, «sind wir selbst verantwortlich». *Amy Holmes*